

Kapitel 1

»Sie waren noch nicht da, als ich um Mitternacht zu Bett ging. Aber frech wie Oskar, als ich um sechs Uhr wieder aufstand.« Der Mann gestikuliert erregt mit dem Arm. »Ich meine, wann sind die denn angekommen?«

Detective Constable Helen Tremberg zuckt die Achseln. »Zwischen Mitternacht und sechs, würde ich schätzen.«

»Aber es gab keinerlei Geräusch! Und hören Sie denen jetzt mal zu! Ein absolutes Tohuwabohu. Wie kommt es, dass niemand aufgewacht ist?«

Tremberg weiß keine Antwort. »Vielleicht sind es Ninjas.«

Der Mann sieht sie scharf an. Er ist Ende dreißig und fürs Büro gekleidet. Seine schwarzen Haare werden langsam grau, und er trägt eine nichtssagende Brille. Etwas an seiner Art suggeriert Tremberg, dass er eine risikolose Rentenversicherung abgeschlossen hat und dazu neigt, den Inhalt seines Taschentuchs zu untersuchen, nachdem er sich geschnäuzt hat. Sie vermutet, dass er nach dem zweiten Glas Wein seine Sätze gern mit den Worten beginnt: »Ich bin ja kein Rassist, aber ...«

Er hatte das fahrende Volk beim Zähneputzen von seinem Badezimmerfenster aus entdeckt. Laut seinen eigenen Worten »das reinste Pandämonium«. Er wählte den Notruf. Nicht als erster Anwohner dieser baumgesäumten Straße draußen

bei den Sportplätzen, aber er ist der Einzige, der sich nicht entblödet, sich bei Tremberg zu beschweren.

Bis vor einer halben Stunde hatte sie sich auf den heutigen Tag gefreut. Seit ihrer Rückkehr aus dem Krankenstand war sie an den Schreibtisch gefesselt gewesen und durfte auch nicht an der kleinsten, halbwegs interessanten Operation teilnehmen, bis die Gespräche mit dem Polizeipsychologen abgeschlossen waren und ein Arzt das letzte in einer Reihe von scheinbar endlosen Formularen unterschrieben hatte, das besagte dass die Schnittwunde an ihrer Hand keine bleibenden Schäden hinterlassen würde. Jetzt ist alles wieder in Ordnung, und sie will endlich echte Polizeiarbeit tun und dabei sein, wenn ihre Chefin, Trish Pharaoh, ein paar Drogendealern und Gangmitgliedern die Handschellen anlegt. Sie will mitmachen. Das braucht sie. Muss ihre Handlungsfähigkeit zeigen und allen Zweiflern demonstrieren, dass sie immer noch in Topform ist, obwohl ihr von einem Serienmörder beinahe die Kehle durchgeschnitten worden wäre. Will beweisen, dass sie mit der ganzen Geschichte nach »alter Schule« fertig geworden ist – mit einem Lachen, und indem sie das Problem mit Wodka und einem schönen langen Weinkrampf aus ihrem Stoffwechsel hinausgespült hatte.

»Wann verschwinden die wieder?«, fragt der Mann. »Warum tun Sie denn nichts? Das hier ist eine anständige Wohngegend. Wir zahlen unsere Steuern. Ich habe ja nichts gegen die, aber es gibt andere Orte. Plätze, die dafür bestimmt sind! Was werden Sie unternehmen?«

Tremberg gibt sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Sie weiß es nicht. Sie will nicht mit diesem Mann reden. Sie will zur Arbeit. Sie hat es satt, hier am Torpfosten eines Fußballplatzes zu lehnen, an der Grenze zwischen den wohlhabenden Ortschaften Anlaby und Willerby. Sie kommt sich vor

wie ein Torhüter, der nur zusehen kann, während die Partie sich am anderen Ende des Platzes abspielt.

»Ich hätte im Auto bleiben sollen«, murmelt sie und blickt an dem Mann vorbei zu den Wohnwagen, die in der Nähe der Mittellinie des angrenzenden Rugbyfeldes stehen. Ein einziges wimmelndes Chaos.

Sechs Wohnanhänger, vier Geländewagen, ein Mercedes und drei Pferdetransporter, mindestens zwei Generatoren und, soweit sie sehen kann, ein Dixi-Klo. Alles steht in lockerem Halbkreis um drei Sofas mit Blumenbezug und eine Sonnenliege gruppiert, auf denen es sich eine wachsende Anzahl von Frauen und Kindern des fahrenden Volkes bequem macht. Sie trinken Tee, plaudern mit den Beamten in Uniform und schreien gelegentlich die Schulkinder und gelangweilten Autofahrer an, die aus ihren im Stau eingeklemmten Fahrzeugen ausgestiegen sind, um sich den Trubel von den Zuschauerplätzen hinter den Geländern aus anzusehen.

Tremberg sitzt fest, genau wie die Hälfte der Bevölkerung von East Yorkshire. Ihr Wagen steht ein paar Straßen weiter in dem gigantischen Stau, der zweimal im Monat durch eine Infrastruktur ausgelöst wird, die ungefähr so belastbar wie ein KitKat-Riegel ist.

Sie hatte sich gelangweilt, weil sie nichts tun konnte, als durch die staubige Scheibe ihres Citroën in den dunklen, düsteren Himmel zu blicken, und das Radio in der Hoffnung auf ein wenig Unterhaltung eingeschaltet. Nach zwei Minuten von »California Dreamin'« begann sie, sich zu fragen, ob Radio Humberstone überhaupt jemals eine andere Platte auflegte, als auch schon eine Verkehrsdurchsage kam. Auf der Anlaby Road lief ein halbes Dutzend Pferde frei herum, und Zigeuner verursachten ein Chaos an den Sportplätzen am

Uferdamm. Da war ihr kaum eine Wahl geblieben, als aus-
zusteigen und ihre Hilfe anzubieten.

»Werden Sie die Pferde erschießen?«

Tremberg wendet sich wieder dem Mann zu. »Wie bitte?«

»Die Polizei! Werden Sie die Pferde erschießen?«

»Ich persönlich nicht«, erwidert Tremberg, die kurz davor
steht, die Geduld zu verlieren. »Die zuständige Abteilung ist
unterwegs. Sie steckt aber auch im Verkehr fest. Wir tun un-
ser Bestes. Ich könnte natürlich eines von den Mistviechern
in den Schwitzkasten nehmen, wenn Sie solange seine Beine
festhalten ...«

Ken Cullen, der zuständige Inspektor in Uniform, ein
dünner, bärtiger Mann, der versucht, ein wenig Ordnung ins
Geschehen zu bringen, hört den gefährlichen Unterton in
ihrer Stimme und kommt ihr zu Hilfe.

»Es tut mir leid, Sir, wir tun alles in unserer Macht Stehen-
de. Wenn Sie jetzt einfach ins Haus zurückkehren würden,
damit wir unsere Arbeit ...« Tremberg wendet sich ab. Es gibt
Leute, die mehr Toleranz besitzen als sie und mit solchen
Wichsern von Wichtigtuern besser umgehen können. Der
Inspektor wirbelt wieder zu ihr herum und richtet sein strah-
lendes Lächeln auf sie.

»Inzwischen bereuen Sie wahrscheinlich, dass Sie Ihre
Hilfe angeboten haben, was?«

»Hatte nichts Besseres vor. Sitze hier fest wie jeder andere
Depp auch. Dachte, ich könnte vielleicht etwas tun, aber die
Sache ist wirklich nicht meine Kragenweite.«

»Ich weiß nicht, Helen. Sie haben durchaus die Statur, die
tobenden Massen unter Kontrolle zu bringen!« Tremberg
teilt ein freundschaftliches Lachen mit ihrem alten Sergeant,
der kürzlich zum Inspektor befördert wurde und ebenso wie
sie von Grimsby über den Fluss hierhergezogen ist.

»Hat mich gefreut zu erfahren, dass Sie wieder auf dem Damm sind«, sagt er, und man hört, dass es ihm ernst ist. »Alles wieder in Ordnung?«

Tremberg macht das Victoryzeichen. »Ich habe nichts von meinem Biss verloren«, lächelt sie.

Cullen mustert sie unauffällig. Sie trägt eine sportliche Windjacke über einem nüchternen Nadelstreifenhosenanzug und einer weißen Bluse. Die Haare sind zu einem glatten Bob geschnitten, und sie trägt weder Make-up noch Schmuck. Er weiß von Quiz-Abenden und geselligen Runden, dass sie sich durchaus zurecht machen kann und tolle Beine hat, aber Tremberg gibt sich im Dienst bewusst asexuell. Viele weibliche Detectives tun das aus der unbestimmten Furcht, man könnte ihnen vorwerfen, ihre Weiblichkeit zu ihrem Vorteil zu missbrauchen, doch gleichzeitig setzen sie sich dem Verdacht aus, lesbisch zu sein. Tremberg wünscht sich, sie hätte auch diese sorglose Scheiß-drauf-Haltung von Trish Pharaoh, die sich anzieht, wie es ihr passt, und sich den Teufel darum schert, ob die Leute glauben, dass sie auf Schwänze oder Muschis steht.

Eine Weile schimpfen Cullen und sie einträchtig auf den Stadtrat, der die ganzen Schleichwege geschlossen hat, so dass Pendler keine Ausweichmöglichkeit mehr haben, wenn die Hauptverkehrsadern verstopft sind. Sie konstatieren, dass da lauter Gutmenschen und Trottel hocken und der neue Vorsitzende der Polizeidirektion den Karren mit Sicherheit noch tiefer in den Dreck fahren wird.

Während ihr Gemecker sich dem grauen Himmel und den Benzinpreisen zuwendet, kommt eine junge Beamtin angelaufen. Sie wirkt gehetzt und windzerzaust in ihrem schlammbespritzten gelben Regenmantel.

»Wir konnten alle bis auf eines einfangen, Sir«, sagt sie,

und ihrem Ton ist anzumerken, dass es ihr schwerfällt, Schimpfwörter zu vermeiden.

»Parker und Dan ist es gelungen, sie zusammenzutreiben. Sie sind jetzt auf dem Parkplatz des *Beech Tree* eingepfercht. Können nicht raus. Ein Typ mit einem Landrover hat die Ausfahrt blockiert. Die Besitzer versuchen gerade, sie anzuleinen. Es ist das reine Chaos, Sir. Der arme Mickey hat sich die Hose zerrissen, als er versuchte, eines von den Biestern an den Haaren zurückzuhalten. An der Mähne? Ach, egal. Halb Anlaby versinkt in Pferdescheiße. Und es ist auch nicht gerade eine Hilfe, dass diese Rotzlöffel rumstehen und dieses bescheuerte ›Rawhide – Tausend Meilen Staub‹ grölen ...«

Tremberg hält sich die Hand vor den Mund, um ein Grinsen zu verbergen, während sie sich vorstellt, wie die örtlichen Bobbys herumhampeln, um die entflohenen Tiere einzufangen und die Gäule davon abzuhalten, sich durch die grünen Grundstücksgrenzen irgendwelcher Honoratioren zu nagen.

»Und das Letzte?«, fragt Cullen, während er seine Uniformmütze aufsetzt.

»Ein echtes Miststück. Pikey sagt, es ist ein Hengst, und er hätte eine rossige Stute gewittert. Hat bis jetzt ein halbes Dutzend Autos demoliert. Anscheinend hasst er vor allem Audis.«

»Und das Spezialteam für Tiere?«

Die Beamtin schnaubt und wirkt einen Moment lang selbst wie ein Pferd.

»Halten eine überaus hilfreiche Besprechung in ihrem Einsatzfahrzeug ab. Wälzen Richtlinien und telefonieren mit Tierärzten. Ich erwarte nicht, dass sie in Aktion treten. Ich setze mein Geld lieber auf den großen Kerl.«

Letzteres sagt sie mit einem aufrichtigen Lächeln.

»Großen Kerl?«

Sie wendet sich zu Tremberg um, die sich in dieser Art von Lächeln wiederzuerkennen glaubt. »Dieser Schotte aus Ihrer Einheit. Der, der ...«

»McAvoy?« Trembergs Augenbrauen gehen hoch, und sie blickt sich um, als könnte er sie sehen.

»Genau. Einer von den Jungs hat ihn angerufen. Meinte, er kenne sich mit Tieren aus. Stammt von einer Farm oder so, richtig? Kam erst vor ein paar Sekunden an. Keine Ahnung, wo er einen Parkplatz gefunden hat, aber ich glaube, er ist gerannt.«

»Und was tut er jetzt?«

Die Beamtin setzt ihren Hut ab und schüttelt voller Bewunderung den Kopf.

»Er veranstaltet gerade ein Tauziehen mit dem Pferd.«

Detective Sergeant McAvoy hatte das mit der Zivilkleidung in den ersten Monaten seiner neuen Laufbahn ausgesprochen wörtlich genommen. Er tarnte sich mit khakifarbenen Hosen, Wanderstiefeln und Hemden in Pilztönen, die er jeden Montag frisch aus der Zellophanhülle zog. Mit seinen eins fünfundneunzig, den roten Haaren, Sommersprossen und dem Highlander-Schnurrbart ist er unweigerlich der auffälligste Mann im Raum.

Erst seine junge Frau Roisin hat seinen Bemühungen, mit der Umgebung zu verschmelzen, ein Ende bereitet. Sie sagte ihm, als gutaussehender großer Kerl sei er es sich schuldig, sich nicht anzuziehen wie ein »gottverdammter Bibelverkäufer«. Roisin kann gut mit Worten umgehen.

Trotz aller Vorbehalte hat er zugelassen, dass sie ihn staffiert wie ein Kind, das mit seiner Puppe spielt. Unter ihrer Anleitung, wegen jeder Veränderung seiner Garderobe peinlich berührt, wurde McAvoy bei der Polizei ebenso berühmt

für seine eleganten Anzüge und den Kaschmirmantel, die Lederumhängetasche, Krawatten und Manschettenknöpfe wie für seine detektivischen Fähigkeiten und im Dienst erworbenen Narben.

Als er hier jetzt flach auf dem Rücken liegt und in die rollenden Wolken blickt, die Mantelaufschläge voller Schlamm und Hengstspeichel, ein Hosenbein seines dunkelblauen Anzugs voller Pferdescheiße, wünscht er sich sein Khaki zurück.

McAvoy versucht, die anfeuernden Rufe der Zuschauer zu ignorieren, und rappelt sich wieder auf.

»Na warte, du Sauvieh ...«

Er war gerade unterwegs gewesen zu einer Sitzung der Polizeidirektion, als er den Anruf erhielt. Einem der Constables, der die entflohenen Tiere zusammentreiben sollte, war der Geduldsfaden gerissen, als ihn eine Stute gegen den Altglascontainer drängte, und er beschloss, dass es Zeit wurde, sich einen Spezialisten zu suchen. Er hatte einmal mit McAvoy zusammengearbeitet, oben im Orchard-Park-Viertel. Ihr Auftrag lautete, den Tatort eines Verbrechens zu sichern, bis die Spurensicherung kam. Die Nachbarn hatten sie nicht gerade mit offenen Armen willkommen geheißen. Sie hatten Beschimpfungen über sich ergehen lassen, und auch die ersten paar Flaschen und Dosen, die durch die Luft flogen, aber als ein zähnefletschender Staffordshire-Terrier auf sie gehetzt wurde, hielt nur McAvoy die Stellung, während der jüngere Beamte gleichsam versuchte, in die Ziegelwand hinter sich hineinzukriechen. Der hünenhafte Schotte hatte sich auf die Knie fallen lassen und sich dem Hund gestellt, die Augen weit aufgerissen und dem Terrier die offenen Handflächen entgegengestreckt. Dann hatte er sich flach auf das rissige Pflaster gedrückt, unterwürfig, keine